

Christian Baier

Auf der Suche nach dem Narrativ

Fritz Breithaupt erkundet das narrative Gehirn und übersieht eine Leerstelle

Fritz Breithaupt: *Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen*. Berlin: Suhrkamp 2022. 368 S. EUR 28,-. ISBN 978-3-518-58778-2

Einleitung: Das allgegenwärtige Narrativ

Der Begriff *Narrativ* ist in aller Munde: Politiker und Medien beeinflussen nicht mehr die öffentliche Meinung, sondern *das Narrativ*, ob man Michael Jordan oder LeBron James für den besten Basketballspieler aller Zeiten hält, hängt nicht nur von Titeln und Statistiken ab, sondern auch davon, wer von beiden *das bessere Narrativ* hat; und um sich gegen den aufkommenden Populismus zu behaupten heißt es allenthalben, Europas liberale Demokratien bedürften eines *überzeugenden Narrativs*. Was genau der Begriff ‚Narrativ‘ allerdings bedeutet, wenn er nicht textuelle Strukturen, sondern kulturelle oder diskursive Phänomene beschreibt, ist durchaus nicht klar, und auch in der narratologischen Forschung ist diese Frage bisher nicht hinreichend untersucht worden.

Vor diesem Hintergrund erscheint Fritz Breithaupt's Buch *Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen* als ein wichtiges und vielversprechendes Projekt, zumal Titel und Untertitel eine kognitionswissenschaftliche, auf empirischen Daten basierende Untersuchung versprechen. Daher kann auch nicht verwundern, dass das Werk ein beträchtliches mediales Echo gefunden hat und unter anderem in der *Süddeutschen Zeitung* und der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, aber auch im *Deutschlandfunk Kultur* und in der Sendung *SWR2 lesenswert* besprochen wurde. Auf *SWR 2* lobt Pascal Fischer Breithaupt's Buch als „ein Leseabenteuer, das zeigt, welche innovativen Wege die Literaturwissenschaft gehen kann“, kritisiert aber, dass es sich neurowissenschaftlicher präsentiere, als es in Wirklichkeit sei (Fischer 2022). Diese Kritik teilt nicht nur Volkart Wildermuth im *Deutschlandfunk Kultur*, sondern auch Albrecht Koschorke in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Koschorke, der 2012 selbst eine breit angelegte ‚Allgemeine Erzähltheorie‘ vorgelegt hat, lobt Breithaupt's ehrgeizigen Versuch, eine „großräumige Theorie der Evolutionsgeschichte des Erzählens“ zu entwickeln, rügt aber dessen normatives Bestreben, ‚richtiges‘ und ‚falsches‘ Erzählen zu

unterscheiden und verweist einmal mehr auf den Mangel an kognitionswissenschaftlichen Befunden (Koschorke 2022).

Die mit Abstand schärfste Kritik formuliert Burkhard Müller in der *Süddeutschen Zeitung*, wenn er Breithaupts Buch, das an einer „interessanten, aber heiklen Schnittstelle“ zwischen Germanistik und Kognitionswissenschaften angesiedelt sei, „erhebliche methodische Probleme“ nachweist und zu dem Schluss kommt: „Fritz Breithaupt überdehnt den Begriff [des Narrativs] in seinem neuen Buch so weit, dass er nahezu unbrauchbar wird.“ (Müller 2022)

Überblick: Mehr Literaturgeschichte als Kognitionswissenschaft

Breithaupts Monographie besteht aus acht Kapiteln, gerahmt von Einleitung und Ausblick und gefolgt von zahlreichen Anmerkungen. In der Einleitung benennt der Autor ‚Narration‘ als Gegenstand der folgenden Untersuchungen, verwendet allerdings später auch die Begriffe ‚Narrativ‘, ‚Erzählung‘ und ‚Geschichte‘. Das narrative Denken, so Breithaupts grundlegende These, zeichne sich dadurch aus, dass es die Situationen und Gefühle unserer Mitmenschen für uns erfahrbar mache. Es bilde daher das Medium für unser „mobiles Bewusstsein“ (S. 26), das in und durch Narrationen seiner räumlich-zeitlichen Situierung enthoben werde. Zugleich kämen in Narrationen die „drei Dimensionen des narrativen Gehirns“ (S. 23) zum Ausdruck: Sie brächten Klarheit, da sie die Welt strukturierten; ihre episodische Struktur erlaube Abgeschlossenheit und Reflexion; und sie ermöglichten außerdem, alternative Versionen des tatsächlich Geschehenen durchzuspielen. Auf dieser Grundlage formuliert Breithaupt drei Grundfragen der narratologischen Forschung: Was sind Narrationen und wie funktionieren sie? Warum ist es attraktiv, sich mit Narrationen zu beschäftigen? Und wie heben Narrationen unser Bewusstsein aus dem Hier und Jetzt heraus?

Der episodische Charakter von Narrationen wird im ersten Kapitel *Das Denken in Episoden: Vom Chaos zur Ordnung* weiter ausgeführt. Breithaupt schreibt narrativen Episoden die Eigenschaft zu, Erfahrungen zu strukturieren und dadurch handhabbar zu machen. Bei der Analyse der Frage, wie Menschen Erinnerungen segmentieren und in Narrationen überführen, stützt er sich auf kognitionswissenschaftliche Experimente und eröffnet damit interessante Einblicke in die empirische Analyse mentaler Vorgänge (S. 39–50). Demgegenüber bezieht sich Breithaupt bei seiner Untersuchung der Funktion narrativer Episoden vor allem auf die Dramentheorie Gustav Freytags (1816–1895), der den Spannungsbogen eines Dramas von einem ‚Wendepunkt‘ – von aktiv zu passiv oder umgekehrt – bestimmt sah, und erklärt Freytags Wendepunkt zu einem konstitutiven Merkmal von Narrationen: „Ein erfolgreicher Verlauf einer Narration liegt nur dann vor, wenn beide Dimensionen von aktivem Handeln und passivem Erleben nacheinander vorliegen.“ (S. 54)

Jenseits der prinzipiellen methodologischen Problematik, ein Konzept der Dramentheorie zur Beschreibung von „Alltagsnarrative[n]“ (S. 52) heranzuziehen, hat Breithaupts Bestimmung ganz konkrete Implikationen: Die Idee eines Umschlags von aktiv zu passiv oder umgekehrt setzt die Existenz eines handelnden Protagonisten voraus, der aktiv oder passiv sein kann – eine sinnvolle Annahme im Kontext von Freytags Dramentheorie, im Bereich der Narratologie jedoch zumindest erklärungsbedürftig.

Das zweite Kapitel *Was sind Narrationen?* beginnt mit der Gegenüberstellung zweier „entgegengesetzte[r] Definitionen“ (S. 61) von Narration: Eine entnimmt Breithaupt dem *Oxford English Dictionary*, das sich bei seiner Bestimmung dieses Begriffs auf den juristischen Diskurs bezieht und dabei Beispiele zitiert, die bis ins Jahr 1553 zurückreichen (vgl. S. 62); die andere Definition stammt von dem Psychologen Jerome Bruner, der Narration als „mode of thought“ (ebd.) betrachtet. Auf der Grundlage dieser als paradigmatisch präsentierten, aber reichlich beliebigen Beispiele konstatiert Breithaupt eine Lagerbildung der narratologischen Forschung im 20. Jahrhundert: Die eine Fraktion, repräsentiert von Wolf Schmid, stelle den Begriff des Ereignisses ins Zentrum, die andere, in der Nachfolge Gérard Genettes, Perspektive und Subjektivierung. Die von ihm selbst postulierte Spaltung der narratologischen Forschungslandschaft löst Breithaupt dann prompt wieder auf und gelangt zu der Definition, Narrationen seien „Darstellungen von Ereignissen, deren einschneidende Zäsur des Vor- und Nachher sich aus je bestimmten Perspektiven offenbar[e].“ (S. 70)

Unter der Überschrift *Stille-Post-Spiele* kehrt Breithaupt im dritten Kapitel zunächst zu seiner empirischen Forschung zurück. Zusammen mit seinen Mitarbeitern hat er eine Reihe von Versuchen durchgeführt um herauszufinden, welche Elemente von einer Nacherzählung zur nächsten übertragen werden und folglich den narrativen Kern einer Erzählung bilden. Nach einem knappen Bericht über ähnliche Versuche des Experimentalpsychologen Frederic Bartlett (1886–1969) konzentriert sich Breithaupt dann aber ganz darauf, mit Hilfe einer vergleichenden Analyse der Blaubart-Märchen Charles Perraults (1628–1703) und der Brüder Grimm seine These zu belegen, die beiden „zentralen Narrative im Märchen [seien] das der Verwundbarkeit und das der List“ (S. 109). Dieser Befund wiederum führt ihn zu einer gewagten Behauptung: „*Weil es Verwundbarkeit gibt, kann erzählt werden.* Verwundbarkeit und Narration bedingen einander.“ (S. 107) In dem Wandel der Märchenhelden von Verwundbarkeit zu listenreicher Selbstbehauptung findet Breithaupt Gustav Freytags Struktur des Umschlags bestätigt und schlussfolgert, Erzählungen seien nur dann interessant, wenn der Protagonist sich verändere. Davon ausgehend kommt Breithaupt auf seine Eingangsthese zurück, Narrationen seien attraktiv, weil sie das Miterleben ermöglichen, und postuliert, dass der Kern nacherzählter Geschichten weniger in ihrer kausalen Struktur als vielmehr ihrer emotionale Wertigkeit bestehe (vgl. S. 125), woraus er schließt, dass Narrationen entscheidend zur Kommunikation von Emotionen beitragen (vgl. S. 135).

Breithaupts Versuche zur seriellen Reproduktion als Mittel der Schema-Bildung sowie ihre Ergebnisse bezüglich der Konstanz und Bedeutung der übermittelten Emotionen eröffnen faszinierende Einblicke in das Gebiet der empirischen Narratologie. Demgegenüber basiert seine Theorie des Volksmärchens auf der angeblichen Verwundbarkeit und Wandelbarkeit von Figuren, die sich gerade durch ihre Statik auszeichnen: Die Prinzessin (jung und schön) oder die Hexe (alt, böse, hässlich) bilden im Märchen schematische Rollen von geringer Komplexität oder psychologischer Tiefe, und Rotkäppchen ist nach seiner Befreiung aus dem Bauch des Wolfes gerade nicht traumatisiert. Zudem ist das bereits erwähnte ‚mobile Bewusstsein‘ als Möglichkeitsbedingung emotionalen Miterlebens keineswegs auf Narrationen beschränkt: Theaterbesucher versetzen sich in die Figur Woyzeck, und Lyrik ist berühmt dafür, Gefühle hervorzurufen und zu kommunizieren.

Im folgenden vierten Kapitel *Emotionen als Belohnung des narrativen Denkens* fügt Breithaupt seinen Thesen zum episodischen Charakter von Narrationen und der Konstanz ihrer emotionalen Bewertung eine dritte Eigenschaft hinzu: Am Ende einer narrativen Episode stehe eine emotionale Belohnung. Er postuliert die Existenz bestimmter „narrative[r] Emotionen [...], die durch Narrationen im Rezipienten erweckt“ (S. 141) würden und narratives Denken belohnen (S. 181), und geht im Einzelnen auf Triumph, Staunen, Genugtuung, Rührung, Überraschung, Lachen als Entschärfung des Peinlichen sowie Liebe und Erotik ein (S. 148–180). Besonders dem Triumph als Belohnung überwundener Schwierigkeiten in „Heldennarrativen“ (S. 148) schreibt er eine zentrale Bedeutung zu. Zwar geht seine Behauptung, „ohne Narration gäbe es sicher keinen Triumph“ (ebd.), sicherlich zu weit, dennoch eröffnet dieses Kapitel seinen Lesern interessante Einblicke in den Zusammenhang von Narration und Emotion.

Nachdem Breithaupt bisher vorwiegend von Narrationen gesprochen hatte, führt er das ‚Narrativ‘ zu Beginn des fünften Kapitels *Das Narrativ als Antwort auf eine Krise* offiziell ein. Seine Klage, dieser Begriff sei „eine Worthülse“ (S. 186) und von der Erzählforschung nicht hinreichend bestimmt, lässt unerwähnt, dass das englische Substantiv *narrative* im anglophonen Sprachraum eine zentrale und wohldefinierte Kategorie zur Beschreibung textueller Strukturen bildet, wie sich etwa an H. Porter Abbotts weithin akzeptierter Minimaldefinition ablesen lässt: „Simply put, narrative is *the representation of an event or a series of events.*“ (2008, 13) Insofern Breithaupt den Begriff ‚Narrativ‘ jedoch nicht zur Beschreibung textueller Strukturen heranzieht, sondern darunter eine Form von Narration versteht, die „kollektive Suggestivkraft“ (S. 186) entfalte und folglich auf kulturelle Phänomene anwendbar sei, ist seine Kritik durchaus berechtigt: Das Narrativ als nicht-textuelle, diskursive Struktur ist in der narratologischen Forschung bisher tatsächlich nur unzureichend untersucht worden (vgl. Baier 2023).

Bei seinen weiteren Ausführungen zum Narrativ bezieht sich Breithaupt dann nicht nur auf Albrecht Koschorke (2012) und Norman Ächtler (2014) sondern auch ausdrücklich auf das einflussreiche Konzept des „*grand narrative*“ (S. 185), lässt seinen Urheber Jean-François Lyotard (2005) aber ungenannt. Anschlie-

ßend bestimmt er die Kategorie des Narrativs auf der Grundlage der zuvor formulierten Kriterien als ein Krisen- und Traumanarrativ mit Freytag'schem Umschlagpunkt, emotionaler Belohnung und therapeutischer Wirkung. Er vollzieht dadurch eine begriffliche Verengung, die zahlreiche Varianten des *grand récit* unberücksichtigt lässt, sei es das Emanzipationsnarrativ der Aufklärung, das marxistische Narrativ der Befreiung von Armut und Ausbeutung oder das Erlösungsnarrativ des Christentums (Lyotard 1989, 315). Diese *grand narratives* sind strukturell teleologisch und passen damit nicht in Breithaupts Schema: Sie sind weder ‚krisenhaft‘ noch ‚therapeutisch‘, beinhalten keinen ‚Umschlag‘ und zeichnen sich gerade dadurch aus, dass jede Form von ‚emotionaler Belohnung‘ in eine utopische, potentiell unerreichbare Zukunft verwiesen wird.

Im folgenden sechsten Kapitel *Identität als Pathologie* stellt Breithaupt die Frage, „wer wir und andere werden, wenn wir im narrativen Denken auftauchen“ (S. 211). Bei seiner Antwort stützt er sich auf die mentalen Operationen der *Spielbarkeit / playability*, des *Trackens* sowie der *Rechtfertigung*: Spielbarkeit bedeutet dabei, die Handlungen eines anderen Menschen zu imaginieren und ‚durchzuspielen‘ wie in einem Computerspiel; Tracking erlaubt es, vergangene und zukünftige Handlungen aufeinander zu beziehen und einer Person damit konsistentes Verhalten zuzuschreiben; und Rechtfertigung begründet, warum jemand handelt, wie er oder sie es tut. Diese mentalen Operationen beziehen sich dabei ausdrücklich nicht auf Figuren in einem Roman, Film oder Computerspiel, sondern auf reale Menschen, denen wir alle jeden Tag begegnen. Außerdem geht Breithaupt in diesem Kapitel auf die Frage ein, ob Tiere über die Fähigkeit zur *playability* verfügen, und erwähnt das Phänomen der ‚Tulpamancer‘, „die in ihrem Kopf andere Wesen beherbergen, mit denen sie in Kommunikation zu stehen behaupten.“ (S. 216–217) Er widmet sich der narrativen Konstruktion von Identität, ohne allerdings Paul Ricœur (1991) zu erwähnen (vgl. S. 232–234), und erörtert die sehr lebenspraktischen Gefahren, die sich aus der Festlegung von Personen oder Personengruppen auf allzu starr und eng gefasste Identitätsmuster ergeben (vgl. S. 234–239).

Das siebente Kapitel *Multiversionale Wirklichkeit, vielschichtige Narrationen* ist das interessanteste des Buches. Es befasst sich mit der „Multiversionalität narrativen Denkens“ (S. 244), der Tatsache also, dass sich unser Bewusstsein zwar stets an einem bestimmten Punkt einer Geschichte befindet, zugleich aber in der Lage ist, sich verschiedene alternative Versionen auszumalen und diese zu überblicken. Ausgehend von dem kognitionswissenschaftlichen Konzept des *predictive brain*, das ständig bemüht ist, das Unerwartete vorherzusehen und uns auf diese Weise die bestmögliche Reaktion zu erlauben, stellt Breithaupt die These auf, das narrative Gehirn komme stets in jenen Momenten zum Einsatz, wenn einander widersprechende Vorhersagen gleichermaßen möglich seien. Diese Fähigkeit erlaube es uns, zukünftige Situationen gefahrlos durchzuspielen, was einer mentalen Vorbereitung für die wirkliche Welt gleichkomme.

Im achten und letzten Kapitel *Evolution des narrativen Gehirns: Die Bühne als Geburtsort der Bewusstseinsmobilität* führt Breithaupt die Fähigkeit des ‚mobilen Be-

wusstseins‘, mit Hilfe von Narrationen „in eine vieldimensionale virtuelle Welt“ (S. 264) einzutauchen, auf die „kulturelle Institution der Bühne“ (S. 266) zurück. Dabei versteht er ‚Bühnen‘ ganz allgemein als „Orte kollektiver Aufmerksamkeitsfokussierung“ (ebd.), deren Darstellungen von Ereignissen das kollektive Miterleben anrege. Dies wiederum habe nicht nur zur Herausbildung kollektiver Empathie geführt, sondern auch Täuschung und Inszenierung ermöglicht und damit die Fähigkeit, in unterschiedliche Rollen zu schlüpfen.

Dieses Kapitel demonstriert noch einmal alle Qualitäten, aber auch die unübersehbaren Schwächen dieses Buches: Kenntnisreich und interessant beschreibt Breithaupt all die mentalen Prozesse, die von der Rezeption eines Narrativs ausgelöst werden, sowie ihre evolutionären Voraussetzungen und Folgen. Er erörtert die Strukturen der Weltwahrnehmung, sogar der Konstitution von Realität, die in Analogie mit narrativen Prozessen verstanden werden können, und seine Argumentation führt zu zahlreichen faszinierenden Ergebnissen. Mit Narrationen oder Narrativen aber hat das alles nur am Rande zu tun: Obgleich Breithaupt unter einer ‚Bühne‘ kein materielles Gerüst oder Theatergebäude versteht, ist doch anzunehmen, dass nicht nur das Erzählen von Geschichten die kollektive Aufmerksamkeit fokussiert und zur Herausbildung von Bewusstseinsmobilität beigetragen hat, sondern auch ihre rituelle Inszenierung in Form dramatisch-performativer Verkörperung. Und wenn der Begriff ‚narrativ‘ irgendeine sinnvolle Bedeutung behalten soll, ist es erforderlich, Narration nicht nur von dialogisch-dramatischer Darstellung, sondern auch von anderen textuellen Formen zu unterscheiden. Ein gängiges Kriterium, das etwa Porter Abbott (2008, 13) in seiner oben zitierten Definition heranzieht, ist das *Ereignis*: „Without an event or an action, you may have a ‘description,’ an ‘exposition,’ an ‘argument,’ a ‘lyric,’ a combination of these or something else altogether, but you won’t have a narrative.“ Unabhängig davon, ob man Porter Abbotts konkretes Kriterium für richtig hält oder nicht steht doch außer Frage, dass es ein solches Kriterium geben muss – und dass es Breithaupt genau daran mangelt.

Kritik: „... und viele Fragen offen!“

Fritz Breithaupts Buch ist immer dann am stärksten, wenn er sich auf Experimente beruft, die er selbst mit seinem Team durchgeführt hat, und auf dieser empirischen Grundlage Schlussfolgerungen etwa über den narrativen Kern seriell reproduzierter Nacherzählungen zieht oder seine Leser mit den komplexen Problemen vertraut macht, die sich bei dem Versuch ergeben, Corona-Narrative *in statu nascendi* zu beschreiben. Diese kognitionswissenschaftlichen Aspekte seiner Argumentation leisten einen wichtigen Beitrag zur narratologischen Forschung, die generell eher abstrakt und theoretisch ausgerichtet ist. Weniger überzeugend sind die literaturhistorischen oder ideengeschichtlichen Teile seiner Argumentation, ob es sich nun um die Adaption von Gustav Freytags ‚Wendepunkt‘, die Interpretation Grimm’scher Märchen oder die Bezugnahme auf

einen allzu begrenzten Begriff von Jean-François Lyotards *grand récit* handelt. Auch wo Breithaupt sich nicht direkt auf empirische Daten stützt, wie bei seinen Überlegungen zum mobilen Bewusstsein oder zur Multiversionalität des Erzählens ist seine Darstellung lesenswert, und selbst seine Ausführungen zur kulturgeschichtlichen Bedeutung der „frühen Bühne“ (S. 281) für die Entwicklung von geteilter Aufmerksamkeit und Empathie sind, wenn auch spekulativ, so doch faszinierend und zum Nachdenken anregend.

Das zentrale Problem von Breithaupts Darstellung besteht jedoch darin, dass der Autor bei der Bestimmung grundlegender Kategorien wie ‚Narration‘, ‚Narrativ‘ oder ‚Erzählung‘ die Ergebnisse der einschlägigen Forschung weitgehend ignoriert und sich stattdessen auf von ihm selbst hergeleitete Kriterien wie Wendepunkt, episodischen Charakter oder emotionale Belohnung beruft. In der deutschsprachigen Erzähltheorie hat sich seit der Übersetzung von Gérard Genettes *Discours du récit* (fr. 1972, dt. 1994) die Konvention etabliert,

das Signifikat oder den narrativen Inhalt *Geschichte* zu nennen [...], den Signifikanten, die Aussage, den narrativen Text oder Diskurs *Erzählung* im eigentlichen Sinne, während *Narration* dem produzierenden narrativen Akt sowie im weiteren Sinne der realen oder fiktiven Situation vorbehalten sein soll, in der er erfolgt. (Genette 2010, S. 12)

Und obgleich der Begriff des *Narrativs*, wie dargelegt, längst Eingang in den allgemeinen Sprachgebrauch gefunden hat, ist er als erzähltheoretische Kategorie vor allem im Englischen üblich, wo er als Kategorie zur Beschreibung textueller Strukturen weitgehend mit Genettes Begriff der Erzählung korrespondiert.

Natürlich steht es Breithaupt frei, narratologische Konventionen zu ignorieren und seine eigene Terminologie zu verwenden. Aber Freytags ‚Wendepunkt‘ entstammt der Dramentheorie, der episodische Charakter der ‚Minimalnarration‘ wird unter ausdrücklichem Rückgriff auf die Poetik des Aristoteles etabliert, und auch die emotionale Belohnung am Ende einer solchen Episode ist keineswegs erzählerischen Texten vorbehalten. Breithaupts Konzept des Narrativen ist so allgemein, dass es seinen deskriptiven und analytischen Nutzen weitgehend einbüßt, was sich nicht zuletzt daran zeigt, dass zahlreiche Phänomene und Fähigkeiten, die er dem ‚narrativen Gehirn‘ zuschreibt, keineswegs strukturell narrativ sind: Das Konzept der ‚Bewusstseinsmobilität‘ zum Beispiel, und die daraus resultierende Fähigkeit, sich in literarische Figuren und reale Mitmenschen einzufühlen, wird seit einem halben Jahrhundert unter dem Schlagwort *paradox of fiction* sowie in jüngster Zeit im Bereich der *affect theory* diskutiert (vgl. Gilmore 2020) und hat mit Narrationen oder Narrativen prinzipiell wenig zu tun. In seiner Besprechung des Buches in der *Süddeutschen Zeitung* urteilt Burkhard Müller zutreffend: „Wenn schlechthin alles ein Narrativ sein soll, dann taugt dieses Wort nicht mehr zum Werkzeug der Erkenntnis.“ (Müller 2022)

Fritz Breithaupt hat ein insgesamt lesenswertes und gut lesbares Buch geschrieben, das wichtige Erkenntnisse und zum Teil überraschende Einsichten enthält. Seine Schwäche besteht vor allem darin, dass der Autor darauf bestanden hat, ein Buch über Narration und Narrative zu schreiben, ohne zentrale Kategorien hinreichend zu definieren. In seinem Bestreben, die Kriterien zu ihrer

Bestimmung anhand literaturhistorischer und ideengeschichtlicher Ausführungen selbst herzuleiten, anstatt sich auf Ergebnisse narratologischer Forschung zu stützen, schwächt Breithaupt die eigene Argumentation und verliert die eigentliche Stärke seines Buches aus dem Blick: den empirisch-kognitionswissenschaftlichen Blick auf narratologische Problemstellungen. *Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen* eröffnet faszinierende Einblicke in die mentalen Prozesse, mit deren Hilfe wir uns die Welt erschließen, erklären und konstituieren. Das Buch jedoch, das Titel und Untertitel versprechen und das Wolfram Eilenberger auf dem Einband ankündigt: „Alle reden von Narrativen. Endlich erklärt ein Buch, was wirklich dahintersteckt“ – dieses Buch muss erst noch geschrieben werden.

Literaturverzeichnis

- Abbott, H. Porter (2008): *The Cambridge Introduction to Narrative*. 2. Auflage. Cambridge.
- Ächtler, Norman (2014): „Was ist ein Narrativ? Begriffsgeschichtliche Überlegungen anlässlich der aktuellen Europa-Debatte“. In: *KulturPoetik* 14 (H.2), S. 244–68.
- Baier, Christian (2023): „Narratives of Post-Truth. Lyotard and the Epistemic Fragmentation of Society“. In: *Theory, Culture & Society*. <https://doi.org/10.1177/02632764231162027> (11.06.2023).
- Fischer, Pascal (2022): „Fritz Breithaupt – Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen. Rezension“. In: *swr.online* (15.12.2022). <https://www.swr.de/swr2/literatur/fritz-breithaupt-das-narrative-gehirn-was-unsere-neuronen-erzaehlen-swr2-lesenswert-kritik-2022-12-15-102.html> (26. Dezember 2022).
- Genette, Gérard (2010): *Die Erzählung*. Übers. v. Andreas Knop. 3., durchges. und korr. Auflage. Paderborn.
- Gilmore, Jonathan (2020): *Apt Imaginings. Feelings for Fictions and Other Creatures of the Mind*. New York, N.Y.
- Koschorke, Albrecht (2012): *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. 2. Auflage, Frankfurt a.M.
- Koschorke, Albrecht (2022): „Theorie des Erzählens. Wer etwas erzählt, will belohnt werden. Rezension“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (28.07.2022). <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/fritz-breithaupts-buch-das-narrative-gehirn-18205217.html> (26.12.2022).
- Lyotard, Jean-François (1989): „Universal History and Cultural Differences“. In: Andrew Benjamin (Hg.), *The Lyotard Reader*, S. 314–323.
- Lyotard, Jean-François (2005): *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*. Hrsg. v. Peter Engelmann, 5., unveränd. Auflage. Wien.
- Müller, Burkhard (2022): „Wenn alles ein Narrativ ist. Fritz Breithaupt ‚Das narrative Gehirn‘. Rezension“. In: *Süddeutsche Zeitung* (27.09.2022). <https://www.sueddeutsche.de/kultur/fritz-breithaupt-narrative-gehirn-1.5663979> (26.12.2022).
- Ricœur, Paul (1991): „Narrative Identity“. In: *Philosophy Today* 35 (H.1), S. 73–81.
- Wildermuth, Volkart (2022): „Erzählen hilft. Fritz Breithaupt ‚Das narrative Gehirn‘. Rezension“. In: *Deutschlandfunk Kultur* (06.07.2022). <https://www.deutschlandfunkkultur.de/fritz-breithaupt-das-narrative-gehirn-buchkritik-rezension-100.html> (26.12.2022).

Dr. Christian Baier
Seoul National University
Department of German Language and Literature
Gwanak-gu, Gwanak-ro 1, Building 2, Room 419

Seoul 08826, Republik Korea

E-Mail: cbaier@snu.ac.kr

Sie können den Text in folgender Weise zitieren / How to cite this article:

Baier, Christian: „Auf der Suche nach dem Narrativ. Fritz Breithaupt erkundet das narrative Gehirn und übersieht eine Leerstelle. [Rezension zu: Fritz Breithaupt: *Das narrative Gehirn. Was unsere Neuronen erzählen*. Berlin 2022]“ In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung / Interdisciplinary E-Journal for Narrative Research* 12.1 (2023). 89–97.

URN: [urn:nbn:de:hbz:468-20230621-135359-2](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-20230621-135359-2)

URL: <https://www.diegesis.uni-wuppertal.de/index.php/diegesis/article/download/462/644>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International License](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).